

ihm seinen Rang und sein Überleben über die betroffene und durch das »Aha-Erlebnis« des Wiedererkennens befriedigte Generation hinaus. Vielmehr ist es die dramatische Handlung, die sich auf kaleidoskopartig wechselnden Schauplätzen – Berlin, Wien, Paris, Dalmatien – abspielt und dem Buch sowohl Einheit wie Spannung gibt. Den Hauptgestalten geht es dabei immer um den Kampf für Menschlichkeit und Gerechtigkeit gegen den menschenfeindlichen, staatenzerstörenden, völkermordenden Nazismus. Die Tragödie beginnt in dem Augenblick, als den Kämpfenden klar wird, dass der mit religiöser Hingabe idealisierte und mit unbedingter Gefolgschaftstreue bejahte Sowjetkommunismus unter Stalin nur ein anderer Ausdruck der gleichen zynischen Fratze ist, die den Nazismus so abscheulich macht. Dass dieses Medusenhaupt nun aber die Betroffenen nicht erstarren lässt, sondern dass sie aus dieser ihrer Desillusionierung die Antriebskräfte zu revolutionärem Handeln, zum persönlichen Einsatz, zum Widerstand bis hin zum organisierten Kleinkrieg schöpfen, macht sie recht eigentlich zu Menschen mit Selbstverantwortung, Eigengesicht und Eigengewicht. Dabei ist ihr Tötentum nicht blind, sondern bei aller Hellsichtigkeit nicht von des Gedankens Blässe angekränkt. Die essayartigen Diskussionen und geistvoll zugespitzten Reflexionen, an Dostojewski erinnernd, sind nicht etwa nur retardierende Elemente, sondern bieten Impulse und Motivationen zu den oft donquijotesken Taten und Leiden der tragischen Helden. Geschichte – etwa die Darstellung von Partisanenkämpfen in Dalmatien – wird zur Dichtung erhöht; ihre scheinbare Vergeblichkeit erfährt von da aus eine gleichnishafte Sinndeutung.

Fragt man nach den Wurzeln solcher sowohl realistischen wie verwandelnden Darstellungskunst, so entdeckt man bald den religiösen Mutterboden. Manès Sperber sagt zwar von sich, er gehöre nicht zu denen, die jetzt zur Religion zurückkehren, aber er kann das nur sagen, weil er sich im Grunde von der Religion nie abgekehrt hat. Zwar ist er nicht mehr der orthodoxe Jude, zu dem man das Kind im »Städtel« seiner Herkunft hat erziehen wollen. Aber sein Ethos und Pathos, seine Stilmittel, seine Gleichnisreden, sein ideales Menschenbild stammen aus jener Atmosphäre seiner Kindheit, sind biblisch und rabbinisch geprägt. Das Werk hebt an mit der in tragischer Ironie schillernden Parabel oder Legende vom »verbrannten Dornbusch«; sie bietet gewissermaßen den musikalischen Schlüssel, unter dem die ganze folgende Partitur zu lesen ist. Auf S. 538, etwa in der Mitte der Trilogie, heisst es: »Dojno« – eine der Hauptgestalten – »wollte im Jesaja nur blättern, doch bald war er wieder erfasst wie in seiner Kindheit, aufmerksam las er Kapitel um Kapitel. Deutlicher als damals spürte er . . . , wie sehr Jesaja von dem eigenen Versprechen verführt war, vom Bild einer nahen Zukunft, die nur noch Erfüllung sein würde . . . Vor Jahrtausenden hatte er gesät, die Saat war nicht aufgegangen, aber noch immer wartete man auf ihre Frucht. Und hoffte, weil man wartete«. Gegen Schluss wird das Ende des »alten jüdischen Städtchens Wolyna« beschworen, die Ausröttung der teppichknüpfenden, gegenbauenden Bevölkerung, der Mord an dem Zaddik, dem Wunderrabbi, der seiner Gemeinde als Neunter in der Erbfolge vorsteht. Alle mystische Inbrunst, aller funkelnder Intellekt, alle kindliche Güte dieser Generationenketten aber verdichten sich in dem sechzehnjährigen Bynie, dem Sohn des Rabbi, wohl der ergreifendsten Gestalt der Trilogie. Fast wäre man versucht, den Schöpfer solcher Gestalt für einen »anonymen Christen« zu erklären. Doch würde er sich mit Recht dagegen verwahren. Dazu ist sein Engagement zu bewusst und begrenzt inner-

weltlich. Gott ist für ihn – oder besser: für die eine oder andere Person, durch deren Mund er spricht – allenfalls die nie erreichbare Grenze menschlichen Denkens, Handelns und Leidens, der Horizont irdischer Hoffnungen und Verpflichtungen. Gläubige und im Einklang mit ihrem Glauben lebende Christen kommen in der Vielzahl der Personen seines Romanwerks nicht vor, der einzige Priester, der in einer Nebenrolle auftritt, trägt eher die Züge des Grossinquisitors aus der Legende Dostojewskis. Und doch bleibt es dem christlichen Leser unbenommen, sich dem Verfasser und denjenigen Gestalten, denen seine Liebe gilt, brüderlich nah zu fühlen. Sein Buch endet in sanfter Tonart: »Wie eine samtene Decke breitete sich der Abend über das Land aus, über den nahen Fluss, die Felder, die Strassen und die Bäume – eine lautlose Bewegung von grenzenloser Zärtlichkeit.« Man möchte mit dem Dichter, der hier spricht, die Frage wagen und die Antwort ahnen: Woher stammt wohl diese »grenzenlose Zärtlichkeit«? Paulus Gordan OSB, Beuron

ELIE WIESEL: Der Schwur von Kolvillág. Roman. Aus dem französischen Original »Le serment de Kolvillág« (Editions du Seuil, Paris 1973), von Margarete Venjakob ins Deutsche übersetzt. Wien 1976. Europaverlag. 283 Seiten.

Es ist ein ergreifendes, tief beunruhigendes, aber ständig packendes Buch. Es ist die Geschichte des jüdischen Leidens und der Verfolgungen, dargestellt am Schicksal der jüdischen Gemeinde Kolvillág. Das ist wohl auch der Sinn des symbolischen Namens des imaginären Städtchens in Ungarn, das auf keiner Landkarte verzeichnet ist. Der Name ist anscheinend zusammengesetzt aus drei Worten dreier Sprachen: »Kol« (hebräisch) für jeder, alle; »ville-village, für Stadt-Dorf- und »Lager««. Kolvillág, ist also jede Stadt, jedes Dorf, jedes Konzentrationslager. So verstanden wird der Bericht von Kolvillág die Erzählung aller jüdischen Gemeinden, aller Zeiten.

Die Untertitel der drei Teile des Buches: »Der Mann und das Kind«, »Das Kind und der Verrückte«, »Der Narr und das Buch«, sollen wohl auch symbolisch verstanden werden. Ihr Inhalt, das Holocaust, der Pogrom und das tradierte Wissen um diesen: das Buch. Die nie endende Drangsal der grauvollen Erinnerungen, das immerpräsen- te Wiedererleben des sinnlosen Mordens und Gemordetwerdens, kurz das »Holocaust« ist das immer wiederkehrende Thema der Bücher Wiesels.

In diesem neuen Buch macht er noch einen Versuch, mit der erdrückenden Bürde fertig zu werden, doch wiederum erfolglos. Der der Erzählung vorangestellte Talmudsatz kann darüber nicht hinwegtäuschen: »Hätten die Völker und Nationen gewußt, welches Leid sie sich selbst zufügten, als sie den Tempel von Jerusalem zerstörten, hätten sie mehr geweint als die Kinder Israels«. Die christliche Bevölkerung Kolvillágs, die Pogromisten wie ihre Zuschauer, kommen alle durch den Brand, den sie selbst gestiftet haben, um. Aber der einzig überlebende Jude kommt von der plagenden Erinnerung des Brandes nicht los.

Selbst der Schwur hilft nicht, er wird gebrochen. Es ist der unmögliche Schwur, die Geschichte des Pogroms an den Juden Kolvillágs nicht zu erzählen. Er soll totgeschwiegen werden. Das Totschweigen des Pogroms soll gleichwie die magische Notwendigkeit neuer Pogrome aus der Welt schaffen. Der letzte Überlebende, Asriel, muss leben: »Indem der Vater ihm das Buch anvertraute, verurteilte er ihn zum Überleben«. (37) Das Buch ist die Chronik der Gemeinde. Um ein Leben zu retten, muss

Asriel erzählen, denn nicht der Tod, sondern das Leben birgt allen Sinn.

Die Rahmenerzählung Asriels, des einzig Überlebenden von Kolvillág, ist sein Versuch, mittels der Erzählung einen jungen Mann, Überlebenden des Holocaust (Wiesel?), vom Selbstmord abzubringen.

Asriel fragt ihn, »du willst sterben? Wie soll ich dich dafür tadeln? Diese verfaulte Welt verdient es nicht, dass man sich lange in ihr aufhält« ... (16). Es geht aber nicht um die Welt, sondern um den Menschen, und seinetwegen wird Asriel den Schwur des Schweigens brechen und die Geschichte des Pogroms von Kolvillág erzählen.

»Wenn du dich tötetest, begehest du ein zusätzliches Unrecht. Und was beweist du damit? (19) ... die Flucht in den Tod (ist) unsinniger ... als die Flucht ins Leben.« (22).

Schön und gut, aber »die Rolle Gottes in den Lagern«, fragt das Kind. Und die Antwort des Vaters: »Der Henker und das Opfer haben beide Grund, an Gott zu zweifeln.« (28)

Quälende Fragen und Erinnerungen. »Es sind die Nerven, sagte der Arzt« (89). Die kranke Mutter jedoch sieht »die Verladerampe, die Selektionierung. Der Militärarzt, so fein, so kultiviert, der den kleinen Jungen ausfragt: »Wie alt bist du? Fünf Jahre schon, geh da hinunter spielen, lauf schnell, wie ein Grosser. Nur noch rasch eine Träne, ein Stoss ... Ich hätte ihm nachlaufen sollen. Er war so klein, so weit weg ...« (60) »Er ist fünf Jahre alt. Er ist nicht gewachsen. Er wird immer fünf Jahre alt sein.« (61)

Mehr als zwei Drittel des Buches ist der Darstellung des Pogroms gewidmet, eine feine Darstellung der Genesis aller Pogrome und die Erzählung der sinnlos Gemordeten. Wir erfahren vom schrecklichen Martyrertum des »Verrückten« Mosche, der den Pogrom durch Selbstbezeichnung zu vermeiden sucht. Als dieser Versuch fehlschlägt, überzeugt er die dem Massaker geweihte Gemeinde, dass »das Leiden und die Geschichte des Leidens seien unaufhörlich miteinander verbunden, man könnte das eine beseitigen, wenn man das andere angriff; wenn man aufhörte, von den gegenwärtigen Ereignissen zu reden, könnte man die zukünftigen verhindern.« Daher sein Beschluss: »Wir werden kein Zeugnis mehr ablegen.« (241). Das ist der Schwur von Kolvillág, der den einzig Überlebenden des Städtchens zum Schweigen zwingt und damit zur Ruhelosigkeit verurteilt. Das Schweigen wird gebrochen, um eine Seele vor dem Selbstmord zu bewahren.

Wiesel stellt lebensnah den Leidensweg des jüdischen Volkes, der jüdischen Gemeinden dar, der im Holocaust kulminiert. Dieser Leidensweg – wie Wiesel überzeugend zeigt – ist mit Schweigen nicht aus der Welt zu schaffen. Yehiel Iksar, Jerusalem

FRANZ BÖHM: Das deutsch-israelische Abkommen 1952. In: Konrad Adenauer und seine Zeit. Politik und Persönlichkeit des ersten Bundeskanzlers. Beiträge von Weg- und Zeitgenossen. Hrsg. Dieter Blumenwitz, Klaus Gotto, Hans Maier, Konrad Repgen, Hans-Peter Schwarz. Stuttgart 1976. Deutsche Verlagsanstalt. S. 437–465.

Professor Dr. Franz Böhm, der Leiter der deutschen Verhandlungsdelegation der Verträge, die am 10. 9. 1952 zu dem Luxemburger Abkommen führten, legt in diesem äusserst dankenswerten Beitrag den Verlauf der Verhandlungen dar. Nach Redaktionsschluss dieser Folge des FR wird in der nächsten Folge darüber berichtet. G. L.

WILLY GUGGENHEIM: 30mal Israel. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. München–Zürich 1975. R. Piper & Co Verlag. 419 Seiten mit Zeittafel und Registern.

Das Buch erschien im Rahmen der »Panoramen der modernen Welt«, 1973 in erster Auflage. Der Titel »30mal Israel« bedeutet nichts anderes als 30 Panoramen oder Aspekte Israels. Israel wird von 30 verschiedenen Seiten beleuchtet und gezeigt. Jede dieser Seiten ist kennzeichnend für Israel und erklärt es als Teil des Ganzen, obwohl das Ganze in jedem Teile bereits enthalten ist. Es ist die eigenartige und einzigartig unabreissbare Verbindung und Zusammengehörigkeit von Volk und Land, Religion und Nation. Es ist aber auch das Herausbilden der grossen monotheistischen Religionen und ihrer Beziehung zueinander. Es ist kein Geschichtsbuch, gibt aber die Geschichte des jüdischen Volkes, seines Landes, seiner zentralen Stätten und Städte einschliesslich Jerusalems.

Das Buch ist flüssig geschrieben, erläutert die Geschehen mittels geschichtlicher Rück- und zeitlicher Vorblenden. Mit wenigen, aber sicheren Strichen gelingt es dem Autor, Vergangenheit und Gegenwart, zionistische Geschichte, Aufbau des Landes, der Städte, Dörfer, Kibbuzim und Moschavim, der Verteidigungsorganisationen, des nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Schaffens, der Immigration und ihrer Probleme zu zeichnen. Die entstehenden Auseinandersetzungen und Widersprüche innerhalb der zionistischen Bewegung, der politischen Parteien, der religiösen Observanzen, der Kirchen Jerusalems und vor allen Dingen des arabisch-israelischen Konfliktes werden fein säuberlich in ihrem Entstehen und Auswirken aufgezeigt und auf ihrem geschichtlichen Hintergrund und Zeitrahmen reflektiert. Das Resultat ist verblüffend: Der Leser hat das Gefühl, einen tiefen Einblick und volles Verständnis der Probleme und Lösungsversuche des Heiligen Landes gewonnen zu haben.

Der Autor tritt mit gründlicher Sachkenntnis und Eigenerfahrung als scharfer Kritiker, aber liebender Beobachter an die 30 Panoramen Israels heran. Die vorliegende zweite Auflage des Buches hat nebenbei die Aufgabe, den Jom-Kippur-Krieg aufzuarbeiten, und hat diese in exemplarischer Weise gelöst. Es ist nicht ein zusätzliches Kapitel zu den bereits vorhandenen angeschlossen, sondern der Krieg, wie es dazu kam und seine Folgen sind in die verschiedenen Kapitel hineingewoben worden. Es ist ein umfassendes, aufschlussreiches und empfehlenswertes Buch für jeden, der Israel kennt oder kennenlernen will. Israel entsteht sozusagen vor den Augen des Lesers.

Das Buch versucht mit Erfolg ein objektives Sehen und Verstehen der Dinge, setzt seine Akzente an den richtigen Ort, lässt seinen scharfen Blick auf Sonnen- und Schattenseiten fallen und scheut nicht, das Unechte und Falsche aufzudecken, selbst wenn es schmerzt.

Dies wird sehr deutlich bei der Behandlung des Generationswechsels und seiner Bedeutung für das Verständnis der israelischen Selbstbewertung, wie sie im angeführten Zitat aus dem Interview mit dem jungen Schriftsteller Amos Oz in treffender Weise zum Ausdruck gebracht wird: »Ich bin Zionist, und zwar ein trauriger. Ich bin in einem ganz ursprünglichen Sinn Zionist, indem ich bei aller Ablehnung des Nationalismus als einem archaischen und verwerflichen Begriff als Vater mir einfach persönlich nicht erlauben kann, als ein israelisches »Cape Kennedy des Internationalismus« aufzutreten. Um Ivan Karamasow in ganz anderem Zusammenhang zu zitieren, ich kann es mir nicht länger leisten. Soll es erstmal jemand anderes versuchen. Ich werde jedenfalls nicht der Erste sein, der den Nationalstaat und seine Attribute, die Armee und ihre Verteidigungsprogramme aufgibt. Nicht der Erste